



MEINE ZEITEINTEILUNG
AM WISSENSCHAFTSKOLLEG:
50 % ZUHÖREN, 30 % LESEN,
20 % SCHREIBEN
BARBARA PIATTI

Barbara Piatti (geb. 1973) ist promovierte Germanistin und Autorin mehrerer Monografien, darunter *Rousseaus Garten: Eine kleine Kulturgeschichte zur St. Peterinsel* (2001); *Tells Theater: Eine Kulturgeschichte in fünf Akten zu Friedrich Schillers Wilhelm Tell* (2004) und *Die Geographie der Literatur* (2008). Zu ihrem Spezialgebiet haben sich literarische Schauplätze und deren Wechselwirkungen mit dem Realraum entwickelt. Nach Forschungsaufenthalten im Ausland (u. a. Stanford, USA; Kiel und Prag) leitet sie seit 2006 am Institut für Kartografie und Geoinformation der der ETH Zürich das von ihr initiierte und konzipierte Forschungsprojekt „Ein literarischer Atlas Europas“ (www.literaturatlas.eu). Sie ist Gründungsmitglied und Vice-Chair der international tätigen Kommission „Art & Cartography“ (unter dem Dach der International Cartographic Association), die mit experimentellen Veranstaltungen Impulse zwischen den Künsten und der Kartografie vermittelt (siehe <http://artcarto.wordpress.com/>). Neben ihrer wissenschaftlichen Laufbahn hat sie immer wieder eigene Projekte realisiert. Ein Beispiel ist die „Schnitzeljad! Ein Fest für Wissenschaft, Kunst und Handwerk“ (Basel, 2010 und 2011), angelegt als abenteuerlicher Parcours durch Berufswelten von Freischaffenden und Kleinunternehmern. – Adresse: Institut für Kartografie und Geoinformation, ETH Zürich, Wolfgang-Pauli-Strasse 15, 8093 Zürich, Schweiz.
E-mail: bpizzati@ethz.ch; Website: www.barbara-piatti.ch

Als 31. Jahrgang von Wissenschaftskollegs-Fellows sieht man sich vor gewisse Probleme gestellt, vielleicht weniger, was die Gestaltung des Berlin-Jahres als solches angeht, als vielmehr hinsichtlich des abschließenden Arbeitsberichts.

Mit Interesse habe ich in fast allen Jahrbüchern gestöbert und geblättert und habe dabei erst einmal eine interne, aufschlussreiche Entwicklung entdeckt: Dominieren in den ersten Jahrgängen wissenschaftliche Aufsätze im engeren Sinne – der kondensierte Ertrag des Forschungsjahres –, wandeln sich die Berichte (zumindest ein Teil davon) später mehr und mehr in Richtung Impressionen und sehr persönlich gefärbter Skizzen. Doch bei aller individuellen Einfärbung sind Versatzstücke zu finden, die nirgends fehlen dürfen, Topoi der Wissenschaftskollegs-Jahrbuchberichte, wenn man so will: Die unendliche Dankbarkeit für die geschenkte Zeit, der fast märchenhaft anmutende Bibliotheksservice (märchenhaft, weil man beinahe denken könnte, auch Bücher, die noch gar nicht geschrieben worden sind, könnten wundersamerweise geliefert werden ... wie wahr!), die Freundlichkeit und Herzlichkeit aller staff members, das wunderbare Restaurant, die intensiven Gespräche, die kaum zu bewältigende Menge an Anregungen, der reizvolle Wechsel der Jahreszeiten im Grunewald-Paradies, die Verlockungen der Kulturmetropole Berlin.

Das alles kann ich bloß doppelt und dreifach unterstreichen und bestätigen! Doch was könnte man dem hinzufügen?

Zunächst ein paar Worte zu meinen Arbeitsvorhaben, immerhin sind diese ja stets individuell. Teilweise habe ich an meinem ursprünglichen Thema gearbeitet, der Weiterentwicklung einer Theorie der Literaturgeografie und -kartografie, die sich mit der Konstitution literarischer Räume befasst. Dies vor allem im Rahmen eines Arbeitstreffens mit meinen Kolleginnen und Kollegen, den Kartografen und Kartografinnen der ETH Zürich. Aber auch als Gastherausgeberin eines Sonderheftes des *Cartographic Journals* zu „Cartographies of Fictional Places“.

Von Anfang an wollte ich die Zeit aber auch dazu nutzen, ein neues Thema zumindest abzustecken: Literatur und Architektur, Wechselwirkungen, Dialoge, Inspiration, im Zeitraum von etwa 1910 bis 2010, also bis in die unmittelbare Gegenwart. Architekturromane haben Hochkonjunktur. Die zunehmende Prominenz des architektonischen Diskurses in der Öffentlichkeit (der Kult um die Stararchitekten, die mediale Begleitung von prestigeträchtigen Wettbewerben) hat offenbar das Thema in den letzten Jahren gerade für die Gegenwartsliteratur ungeheuer attraktiv gemacht. Was heute verhandelt wird, hat seine Wurzeln teils aber schon im frühen 20. Jahrhundert. Literaten und Literatinnen haben damals und heute zu zentralen Fragen der architektonischen Gestaltung Position bezogen: Wie wollen wir leben, wo wollen wir wohnen, arbeiten und uns erholen, was gilt es zu bewahren, was aufzugeben? Wie soll die Stadt der Zukunft aussehen?

Wenn man, wie Jochen Hörisch oder Ottmar Ette, Literatur als ernst zu nehmenden Wissenspeicher auffasst, dann müsste sich aus literarischen Texten viel herausdestillieren lassen, gerade was die Architektur anbelangt. Der Architekt als Hauptfigur, Wohnen als Thema: Es ließen sich da vielleicht Einsichten gewinnen, die den architektonischen Fachdiskurs ergänzen – oder ihn unterlaufen, ihm widersprechen. Dies sind aber bloß erste Ansätze zu einem neuen Buchprojekt. Geschrieben habe ich ein paar Dutzend Seiten, gesammelt, exzerpiert und kopiert aber viele Tausende. Das Material liegt nach dem Jahr am Wissenschaftskolleg bereit.

Die Balance zu finden zwischen dem Rückzug ins Büro und den anregenden Gesprächen im Restaurant, im Garten, im Salon, auf dem Weg zur Villa Walther war nicht immer einfach. Aber wie hätte man auch widerstehen können?

Wie alle Anwesenden war ich angenehm überfordert von dem „Überangebot“ an anregenden und klugen Gesprächspartnern unter den Fellows (wozu ja dann noch eine erkleckliche Zahl an ebenso interessanten Partnern und *spouses* kam). Etwas wehmütig denke ich noch immer an ein paar verpasste Chancen, an Anknüpfungspunkte, an Anfänge, die leider keine Fortsetzung gefunden haben.

Aber schließlich war da so viel: Mit Birgit Meyer habe ich eine Reihe von ebenso heiteren wie ergiebigen „Arbeitsfrühstücken“ verbracht. Nach meinem Dienstagskolloquium zu „A Literary Atlas of Europe – or How and Why to Map Fiction?“ hat sie mich etwa mit einer ganzen Reihe von äußerst hilfreichen Hinweisen versorgt, insbesondere wie man die interdisziplinäre, ertragreiche, aber nicht ganz unproblematische Zusammenarbeit von Kartografen und Literaturwissenschaftlern quasi-ethnologisch schildern und gewichten könnte.

Zwei meiner Co-Fellows haben viele Stunden ihrer kostbaren Zeit geopfert, um mich bei der Planung eines Workshops in Paris zu unterstützen. Künstler und Künstlerinnen, Kartografen und Kartografinnen sollten in gemischten Gruppen sichtbare und unsichtbare Grenzen zwischen einzelnen Pariser Stadtquartieren erforschen und in Kartencollagen dokumentieren. François Lissarrague verdanke ich dazu ein wundervolles Buch, Eric Hazans *L'Invention de Paris: Il n'y a pas de pas perdus* (2002), ein Reiseführer der ganz besonderen Art. In diesem Buch habe ich ganz genau das gefunden, was ich gesucht hatte: präzise Angaben zu abrupten Brüchen, Kontrasten, dem Aufeinanderprallen zweier Welten. Jean-Claude Schmitt hat mit mir den historischen Verlauf der Pariser Stadtmauern studiert und mir den gegenwärtigen Charakter der verschiedenen Pariser *quartiers* und *arrondissements* geschildert – ich kenne Paris ein bisschen, aber meine ober-

flächlichen Kenntnisse hätten niemals ausgereicht, um den Workshop aus der Ferne zu planen. Meinen beiden Paris-Experten verdanke ich, dass das Experiment in den Straßen des Quartier du Sentier, zwischen Montmartre und Nouvelle Athènes und entlang der rue Saint-Martin anfang Juli 2011 ein voller Erfolg geworden ist.

Mit Beatrice Gruendler habe ich einige (leider viel zu wenige, wir hätten noch viel vorgehabt!) Architektur- und Kunststreifzüge unternommen – u. a. zum Mies van der Rohe Haus bei Weißensee, zu Siedlungen von Bruno Taut, zum Museum der Dinge und zur sagenhaften Sammlung Boros, untergebracht in einem ehemaligen Bunker. In Erinnerung geblieben sind mir nicht nur diese Orte, sondern auch die einmalig inspirierenden Gespräche – während der Besichtigungen, im Anschluss daran, ja selbst noch auf den spätabendlichen Rückfahrten in den Grunewald. Wir sind von der Architektur, einem gemeinsamen Interessensgebiet neben unseren eigentlichen Fachgebieten, ausgegangen, dann aber oft genug bei Fragen des Schreibens gelandet, zum Beispiel beim alten Problem: Wie kann man hochkomplexe wissenschaftliche Themen narrativ so aufbereiten, dass sie zu einem Lesevergnügen werden, idealerweise selbst für Nicht-Experten?

Mit Hanns Zischler habe ich eine gemeinsame Leidenschaft entdeckt: Architekturgeschichte, Stadtgeschichte. Man muss sehr schell sein im Notieren von Titeln, Ideen, Einfällen, Namen, wenn man sich mit ihm zusammensetzt. Das habe ich mehrere Male getan und jedesmal habe ich mir hinterher die Finger wund getippt beim Eingeben der Bibliotheksbestellungen ...

Bereits im November ist bei einem Mittagessen mit Thomas Pavel die Idee einer „narrative discussion group“ aufgekommen, denn wir wollten die Chance, die unser kleines Literaturwissenschaftler-Grüppchen bot, unbedingt nutzen. In der Folge haben wir uns mehrfach getroffen, um über Themen zu diskutieren, die ein überaus breites Spektrum ergaben – von der Art und Weise, wie die Geschichte eines Flusses, der Wolga, narrativ zu bändigen sein könnte (Karl Schlögel) über die Verhandlung über die Präsenz oder Absenz Gottes in Romanen des 20. Jahrhunderts (James Wood) bis zu arabischer Buchkultur, verstanden als Kommunikationskultur im 8. und 9. Jahrhundert (Beatrice Gruendler), um nur drei Beispiele zu nennen. Eindrücklich war, dass alle, vertrauend auf die konstruktive Atmosphäre in der Gruppe, mit noch ganz unfertigen Arbeitsvorhaben angetreten sind, mit Bruchstücken – und auch mit ganz konkreten, vermeintlich simplen Fragen an die anderen Anwesenden: Kann man das so schreiben? Findet ihr das überhaupt relevant, interessant? Würdet ihr das gerne lesen? Die zweistündigen Arbeits-

sitzungen mündeten oft nahtlos in das Donnerstags-Dinner, so dass das Gespräch nicht abgebrochen werden musste (im Gegenteil).

Petra Gehring und Karl Schlögel haben sich in den allerletzten, randvollen Tagen, als wir schon alle zwischen Kisten und Koffern saßen, mit einem Text von mir befasst, was ich ihnen nicht hoch genug anrechnen kann. Was die beiden mir zu einem ersten möglichen Kapitel über Wechselwirkungen zwischen Literatur und Architektur im 20. Jahrhundert mündlich und schriftlich mit auf den Weg gegeben haben, an ausführlichen Bemerkungen, Hinweisen, Nachfragen, davon werde ich noch lange zehren.

Und ebenfalls zum fast letztmöglichen Zeitpunkt hat sich eine Gruppe von uns nochmals im großen Kolloquiensaal versammelt – Nancy Hunt hat sich Zeit genommen und uns in die Geheimnisse des Bibliografierprogrammes zotero eingeführt. „It will change your life“, sagte sie mir. Und es stimmt.

Kurz: Im Laufe des Jahres hat sich eine Gewissheit eingestellt: Um welches Problem, welche Wissenslücke es auch immer geht, jemand aus der großen Familie der Co-Fellows und Partner wird helfen können – man braucht nur an die Bürotür zu klopfen oder sich beim Mittagessen zusammensetzen. Diese Offenheit und Hilfsbereitschaft ist keine Selbstverständlichkeit im akademischen Betrieb und ich habe das so umfassend noch nie erlebt. Deshalb vermisse ich die Wiko-Arbeitsgemeinschaft, die „extended family“, wie es ein Co-Fellow einmal treffend formulierte, sehr ...

Und die Unterstützung fand auch nach unserer Abreise eine Fortsetzung: Zwei meiner Gefährten, Bruce Campell und Beatrice Gruendler, haben für mich Aufsätze zur Literaturgeografie für eine Sondernummer des renommierten britischen *Cartographic Journal* begutachtet (*peer review*), und das trotz des ungünstigen Zeitpunktes kurz vor Semesterbeginn und unmittelbar nach ihrer Rückkehr an ihre Universitäten. Ich hoffe, mich irgendwann einmal mit einer Gegenleistung revanchieren zu dürfen!

Wenn es etwas gibt, was ich an dem makellosen Wissenschaftskolleg vermisst habe, dann ist das nur eines: Ich hätte mir – als passionierte Geisteswissenschaftlerin – in diesem (aber auch in anderen Jahren) einen Schwerpunkt, eine Arbeitsgruppe zu Stadtkultur im weitesten Sinne gewünscht. Das 21. Jahrhundert wird aufgrund der Globalisierung zum Jahrhundert der Städte, zum Jahrhundert der urbanen Phänomene. Nun gibt es nicht nur Megacities, sondern, in einer neuen Wortprägung von Forschenden der Vereinten Nationen, auch *Metacities* mit mehr als 20 Millionen Einwohnern. Die Zukunft der Stadt steht weltweit auf den Agenden von Regierungschefs und global agierender Institutionen. Man kennt die Zahlen: 2007 lebten erstmals mehr Menschen in Städten als

auf dem Land, 2050 werden gemäß Hochrechnungen über 70 % der Erdbevölkerung in städtischen Räumen leben. Neidlos anerkenne ich die immense Wichtigkeit der Fokusgruppen zu brennenden biologischen und medizinischen Themen. Aber mein Einwand ist: Diese Experten hätten, rein theoretisch, ihre Diskussion sicher ebenso intensiv führen können, wäre das Wiko wundersamerweise in den Schwarzwald oder auf eine norddeutsche Hallig versetzt worden. Wenn es aber einen Ort gibt, an dem eine Fokusgruppe zur Stadt, zur Geschichte der Stadt, zu Visionen der Stadt Sinn machen würde, dann doch das Wissenschaftskolleg mit seinem Standort in Berlin, einer Stadt, die gerade aufgrund ihrer bewegten Vergangenheit als Experimentierfeld und Ideengenerator für alles Künftige dient (wie man es auf Schritt und Tritt erlebt, wenn man durch Berlin geht). In Berlin ließe sich ohne Weiteres und mit Gewinn auch über Tokio, Mumbai, Shanghai oder Mexiko-Stadt nachdenken. Da bin ich mir sicher.

Schließlich: Für mich war es ein ganz spezielles Jahr, nicht nur wegen der Auszeichnung, als Fellow am Wissenschaftskolleg arbeiten und residieren zu dürfen, sondern auch, weil ich diese Zeit mit meinem Mann Derek und unserem bei Ankunft erst zehn Wochen alten Söhnchen Valentin verbringen konnte. Irgendwie kam alles Schöne zusammen – die Möglichkeit, sich in ein neues Thema zu vertiefen, aber auch viel Freiraum für die Familie und die langsame Entdeckung einer aufregenden Stadt. Wir haben Berlin zu dritt erobert, von Charlottenburg bis Friedrichshain, von Frohnau bis Neukölln und darüber hinaus. Der kleine Valentin hat klaglos ungezählte Reisen mit S- und U-Bahn absolviert, weil seine Eltern unbedingt etwas an einem der vielen anderen Enden der Stadt besichtigen wollten. Beginnend mit der Frühlingssaison haben wir den Radius erweitert und auch das Umland einbezogen – in Form von verlängerten Wochenenden in der Mark Brandenburg, in Buckow, auf der Insel Werder. Ein unvergessliches erstes Familienweihnachten haben wir auf Usedom verbracht, wo wir, aus einem Binnenland kommend, gespannt das Schauspiel einer gefrorenen, aber dennoch wogenden Meeresoberfläche von einem metertief verschneiten Strand aus verfolgt haben.

Unsere unvergleichlichen Babysitterinnen, Olga und Elliat, haben uns ermöglicht, zweimal wöchentlich ohne unser Söhnchen loszuziehen, manchmal mit konkreten Plänen, manchmal einfach, um in einen uns noch nicht vertrauten Stadtteil einzutauchen. Was wir vermissen werden, ist der wohnzimmerähnliche Jazzclub „Fincan“ in Neukölln, das Restaurant „Schlesisch Blau“ beim Schlesischen Tor und das politische Kabarett im Kreuzberger bka-Theater, um nur drei unserer Lieblingsdestinationen zu erwähnen.

Es war so viel zu tun und zu erleben und am Ende doch zu wenig Zeit für alles.

In einem meiner allerletzten Gespräche mit einem scheidenden Co-Fellow, Claire Messud (auf einer Sommerwiese hinter dem Herthasee) ist der Satz gefallen: „Wiko is a lesson in life.“ Soll heißen: Es gibt, rückblickend, eine Überfülle an Möglichkeiten und „was wäre gewesen, wenn“-Situationen, aber wie im richtigen Leben muss man verzichten, auswählen und Prioritäten setzen.

Ich scheine – trotz des Bedauerns über alles Verpasste – zumindest oft genug die für mich richtige Entscheidung getroffen zu haben. Ein sicheres Indiz ist: Ich freue mich in allererster Linie darauf, meinen Schreibtisch zu Hause einzurichten, um all das Erlebte, Gehörte, Besprochene, Gelesene, Angetippte, Angedachte, Skizzierte zumindest in eine vorläufige Form zu bringen. Was das endgültige Resultat, die Resultate sein werden, wage ich aber im Augenblick noch nicht abzuschätzen (es könnte ein Buch sein, vielleicht werden aber auch ganz andere Projekte entstehen). Ich lasse mich überraschen.